

erschienen in: Orosz, Magdolna/ Ke-
rekes, Amália/ Teller, Katalin (Hg.):
»... und die Worte rollen von ihren
Fäden fort...« Sprache, Sprachlich-
keit, Sprachproblem in der österrei-
chischen und ungarischen Kultur
und Literatur der Jahrhundertwende/
»... s fonaluktól messze szavak
peregnek-hullnak...« Nyelv, nyelvi-
ség, nyelvi problémák a századfor-
duló osztrák és magyar kultúrájá-
ban és irodalmában. Reader/Szöveg-
gyűjtemény. Budapest: ELTE Chres-
tomathie 2002 (Elte-Chrest. 13),
pp. 355-368.

1 Lehnert, Gertrud: Verlorene Räume.
Zum Wandel eines Wahrnehmungs-
paradigmas in der Romantik. In:
DVjs 69 (1995), pp. 722-734, hier p.
722.

2 Cf. Wünsch, Marianne: Die Fantas-
tische Literatur der Frühen Moderne
(1890-1930). Definition, denkges-
chichtlicher Kontext, Strukturen.
München: Fink 1991, p. 169.

3 Mach, Ernst: Die Analyse der Emp-
findungen und das Verhältnis des
Physischen zum Psychischen. Jena:
Fischer 1918, p. 19. [Hervorh. i.O.]

4 Ibid., p. 20. Die berühmt geworde-
ne Parole wirkt auch auf andere kul-
turelle Diskurse, cf. z.B. Bahr, Her-
mann: Zur Überwindung des Natu-
ralismus. Theoretische Schriften
1887-1904. Ausgew., eingel. u. erläu-
tert v. Gotthart Wunberg. Stuttgart;
Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer
1968, p. 192.

5 Qua dessen Subjektivität um jeden
Preis – d.h. Mach stellt diese in den
Mittelpunkt der Betrachtung, ohne
allerdings auf die Begründungen
Nietzsches einzugehen, mit anderen
Worten: Mach kritisiert an Nietzsche
dessen Vokabel »Übermensch«, die
als Kampfvokabel wie Schlüsselwort
dient.

6 Mach, Ernst: Erkenntnis und
Irrtum. Skizzen zur Psychologie der
Forschung. Leipzig: Barth 1905, p. 27.
Interessant scheint i.Ü., wie gerade
Hermann Bahr es wieder schaffen
sollte, Nietzsche und Mach zu ver-
einen, indem er glaubte, dass es aus
dieser – als Verlust empfundenen –
Differenzierung des Ich mittels Illu-
sion ein Entkommen gäbe. Cf. Bahr,
Hermann: Dialog vom Tragischen.
Berlin: S. Fischer 1904, pp. 79-101.
Ausschnittsweise greifbar als »Das
unrettbare Ich« – cf. Bahr, Hermann:
Das unrettbare Ich. In: Die Wiener

Nach einer bedeutenden Umakzentuierung der Problematik der Welt- und Selbsterkenntnis in der Goethezeit und durch den »Wandel eines Wahrnehmungsparadigmas«¹, der die Grenzen zwischen Innen und Außen, zwischen Mensch und Welt bzw. innerhalb des Menschen als unsicher empfinden lässt, kann eine Weiterführung und erneute Umakzentuierung dieses Paradigmenwechsels an der Jahrhundertwende beobachtet werden. Dies äußert sich u.a. darin, dass nicht nur eine Aufhebung der Grenzen zwischen Innen und Außen, zwischen Subjekt und Objekt vor sich geht, sondern beide Pole grundlegend weiter differenziert werden, so dass einerseits die Konzeption des Realitätsbegriffs problematisch wird, andererseits aber auch Probleme der Person (»Ich«, Individuum) und der Identität sich erkennen lassen.² Als philosophisch-erkenntnistheoretische Begründung des »unrettbaren Ich« darf wohl Machs *Analyse der Empfindungen* (1886) und die daraus folgende Behauptung vom Status des Individuums gelten: »Nicht das Ich ist das Primäre, sondern die Elemente (Empfindungen). [...] Die Elemente bilden das Ich. [...] Das Ich ist keine unveränderliche, bestimmte, scharf begrenzte Einheit.«³ Die Konsequenz laut Mach: »Das Ich ist unrettbar.«⁴ Mit dieser Feststellung begründet Mach seine Kritik an Nietzsches »Übermensch«⁵, ebenso wie die Kritik an den Wissenschaften, die den Ich-Komplex quasi als unteilbaren »Seelen-Topfen« ansehen und auch dergestalt behandeln, d.h. nicht analysieren. Mach formuliert (wenige Jahre nach Freuds *Traumdeutung* von 1900) diverse sich daraus ergebende Probleme in *Erkenntnis und Irrtum* dahingehend, dass »[w]as uns insbesondere an den Menschen als frei, willkürlich, unberechenbar erscheint, nur wie ein leichter Schleier, wie ein Hauch, wie ein verhüllender Nebel über dem Automatischen [schwebt].«⁶

Die Atomisierung der Wahrnehmung, der Zerfall der Realität für den Wahrnehmenden in eine Vielzahl von unzusammenhängenden heterogenen Elementen und die Inkompatibilität der Anforderungen einer Moderne mit den herkömmlichen Mitteln der Textproduktion werden zu einem in verschiedenen Varianten erfahrenen Grunderlebnis der Kultur dieser Zeit, wie es die vielzitierte Stelle in Hofmannsthal's Chandos-Brief feststellt: »Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen.«⁷ Damit wird die berühmte Krise des Ich formuliert, das keine inneren wie äußeren Zusammenhänge mehr wahrzunehmen und zu benennen (d.h. zu interpretieren) vermag. Das »Ich«, d.h. die Person, das Individuum als Subjekt der Selbst- und Weltinterpretation lässt sich als ein Konglomerat verschiedener Teile/Teilbereiche (bewusst und nicht-bewusst, unbewusst, natur- bzw. sozial bedingt usw.⁸) auffassen, dem es eben deshalb schwierig und sogar unmöglich wird, eine konsistente Interpretation dieses Konglomerats bzw. der ebenfalls als ein Konglomerat unzusammenhängender Elemente empfundenen Welt zu erstellen. Statt dessen lassen sich eine Offenheit und eine Unabgeschlossenheit bzw. Unabschließbarkeit der Selbst- und Weltinterpretation feststellen; die Interpretation wird zum Prozess, der außerdem einer radikalen und umgreifenden Modalisierung unterliegt, indem verschiedene »modale Gehalte« wie Träume, Erinnerungen, Reflexionen und Visionen,⁹ also die unterschiedlichen Komponenten des »Ich«, die seit langem nicht unbekannt, theoretisch aber erst durch Freuds Werk erfasst und weitreichend angesprochen werden,¹⁰ den Interpretationsprozess beeinflussen und modifizieren.

Die Problematik von Selbst- und Weltinterpretation und die damit verbundene Frage der Möglichkeit und/oder Unmöglichkeit von »Identität« der Person/des Individuums werden auch im literarischen Diskurs dominierend. Die »Frage nach den Grenzen und der Einheit der Person«¹¹ ist eine zentrale Frage der Literatur der Jahrhundertwende, die auch die Konstitution literarischer Texte wesentlich mitbestimmt, und in ihnen verschiedenartig ausgeprägt wird; der Zerfall der Persönlichkeit, ihre Unrettbarkeit wird vielfach thematisiert, die unsichere Identität bzw. die (meist erfolglose) Identitätssuche lassen sich auch unterschiedlich diagnostizieren, wie auch der Rettungsversuch durch Überindividuation – hinter den differenten Thematisierungen scheinen die Konturen desselben Phänomens auf.

Der Persönlichkeitszerfall bildet das Thema der Erzählung *Schwarze Stille* von Géza Csáth¹², welcher es zugleich mit erzähltechnischer Mehrfach-Perspektivierung vertieft. Der Wahnsinn bzw. die Darstellung des Wahnsinnigen und dessen Wahnsinnigwerdens diente bereits in der Romantik dem Aufzeigen der Tiefen, sogar Abgründe der menschlichen Psyche, die weder dem Individuum selbst noch den anderen vollständig zugänglich sein konnten, wodurch die Unerkennbarkeit der Welt und des Menschen symbolisch repräsentiert wurden. In Csáth's Erzäh-

Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910. Hg. v. Gott-hart Wunberg unter Mitarb. v. Jo-hannes J. Braakenburg. Stuttgart: Reclam 1981, p. 147f.

7 Hofmannsthal, Hugo v.: Sämtl. Werke. Krit. Ausg. Bd. XXXI. Hg. v. Ellen Ritter. Frankfurt/M.: Fischer 1991, p. 49.

8 Über die Wandlungen in der Konzeption der Person in der Lit. der Jahrhundertwende cf. Titzmann, Michael: Das Konzept der ›Person‹ und ihrer ›Identität‹ in der deutschen Literatur um 1900. In: Pfister, Manfred (Hg.): Die Modernisierung des Ich. Studien zur Subjektkonstitution in der Vor- und Frühmoderne. Passau: Rothe 1989, pp. 36-52.

9 Cf. Paetzke, Iris: Erzählen in der Wiener Moderne. Tübingen: Francke 1992, p. 170.

10 Obwohl Freuds *Traumdeutung* zunächst nur von einer Minderheit rezipiert wird, darf die Wirkung seiner Theorie – u. durch die Vermittlung v. Sándor Ferenczi eben auch in der ung. Kultur – in der der Erstausgabe folgenden Zeit nicht vernachlässigt werden.

11 Alewyn, Richard: Über Hugo von Hofmannsthal. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1967, p. 149.

12 Géza Csáth (1887-1919), Schriftsteller, Musikästhet, Arzt. Seine frühen Erzählungen lassen sich am ehesten dem Naturalismus u. dem Symbolismus zuordnen, wobei auch dem psychoanalyt. Interesse eine immer größere Bed. eingeräumt wird. Der 1908 erschienene Band *A varázsló kertje [Der Garten des Zauberers]*, dem die Erzählung *Fekete csönd [Schwarze Stille]* entnommen ist, bringt die verschiedenen Alterationen von Erkennen u. Erinnern, von Wahrnehmen u. Empfinden, die ihrerseits die Unterscheidungsmögl. von Rationalem u. Irrationalem hinterfragen.

13 Cf. Mihály Szjábély's Analyse der Verschiebungen zwischen den zwei Fassungen der Erzählung. Wobei die erste Version mit dem Untertitel *Egy tébolyda irattárából [Aus dem Archiv eines Irrenhauses]* keine phantastische Geschichte, sondern »den Monolog eines Irren« erwarten lässt, ist die endgültige Textform durch das Wegbleiben des Untertitels u. die Veränderung des Schlusses eher die Darstellung eines Zustands, der nicht nur einem fieberhaften Traum gleichkommt, sondern auch auf das mögliche Umkippen der Normalität in den Wahnsinn aufmerksam macht. Cf. Szjábély, Mihály; Csáth Géza. Budapest: Gondolat 1989, p. 58.

lung nimmt die metaphysische Angst des Menschen vor dem Unergründlichen die Gestalt der personifizierten, zugleich aber konturlosen Phobie an, zugleich die Gestalt eines Ungeheuers, des zum Ungeheuer gewachsenen-gemachten Bruders. Die Novelle erzählt den Prozess des wahnsinnig Werdens eines Menschen,¹³ und diese Erzählung impliziert bereits eine besondere Situation bzw. eine besondere Perspektive, indem ein Arzt der Adressat des Aufgeschriebenen ist: »Ich schreibe jetzt auf, Herr Doktor, worum es sich handelt.«¹⁴ Es geht also um eine Diagnose, die aber letztendlich zur Selbstdiagnose, zur Selbstenthüllung wird: durch die Umkehrung der Perspektive im letzten Absatz demaskiert sich der Ich-Erzähler als Wahnsinniger, wobei die Grenzen zwischen Einbildung, Wahnvorstellung, Projektion und traumatischer Angst fließend werden und dadurch auch die Identität der Figuren und die ganze erzählte Geschichte nachträglich in ihrer Ambivalenz belassen. Csáth's Ich-Erzähler verunsichert den Leser durch die ambivalente Setzung des Ich und des Anderen, wodurch auch die Möglichkeit der sprachlichen Manipulation aufscheint: zwischen den beiden Anreden an den »Herrn Doktor« im ersten und im letzten Satz vollzieht sich für den Leser der Übergang von der Erzählung vom wahnsinnig Werdens des Bruders zu jener vom wahnsinnigen Mörder des kleinen Bruders – unverändert bleibt nur die mit Worten nicht fassbare, namenlose und unaussprechbare Angst, die »schwarze Stille«.

Der Ich-Verlust als Sprachstörung – so könnten die sogenannte Kusmitsch-Episode aus Rilkes¹⁵ Roman *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* und Schnitzlers Novelle *Ich* auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden, da in beiden Texten die sprachliche Konstruktion und Konstruierbarkeit der Erfahrung ihre Selbstverständlichkeit und ihren alltäglichen Automatismus verliert: Kusmitsch interpretiert die Wendung »Zeit ist Geld« nicht figurativ, sondern in einer konkret-wortwörtlichen Bedeutung, und er führt sie so weit, bis sich dieser Interpretationsmechanismus ausbreitet und allmählich auch auf andere Wendungen überträgt, so dass letztendlich hinter anderen (alltägliche Erfahrungen festlegenden) Wendungen wie »*tempus fugit*« oder »*eppur si muove*« die existenzielle Bedrohung und die metaphysische Leere des Daseins hervorscheinen und zur Lähmung der alltäglichen Lebensführung des Individuums führen. Der auf diese Weise »gelähmte« Kusmitsch findet dann wieder zur Sprache zurück, diese Sprache ist aber die ihrer ästhetischen Funktion enthobene, entleerte Sprache der von ihm mechanisch hergesagten Gedichte: »Er lag und sagte lange Gedichte her, Gedichte von Puschkin und Nekrassow, in dem Tonfall, in dem Kinder Gedichte hersagen, wenn man es von ihnen verlangt.«¹⁶

In der Novelle *Ich*, einem der wohl brilliantesten Kurztexte Schnitzlers¹⁷, spielen die wesentlichen Verstörungen herein, die Machs Empiriekritizismus, die Sprachkritik in der Nachfolge Fritz Mauthners und die Relativitätstheorie auszulösen imstande waren.¹⁸ Dass die Erzählung ein Fragment blieb, darf sicher nicht überbewertet werden, erfährt jedoch eine gewisse Logik im Zusammenhang mit dem Inhalt. Bereits der erste Satz – »Bis zu diesem Tage war er ein völlig normaler Mensch gewesen«¹⁹ – verweist auf die unerhörte Begebenheit und damit auf einen zentralen Begriff der Novellentheorie. Die am Pfingstsonntag einsetzende Verwirrung ist einerseits als eine das neutestamentarische Sprachwunder von Pfingsten thematisierende Ironie zu werten, andererseits gründet sie auf den zunehmend komplexeren Zeichensystemen eines Landes, das sich seit knapp drei Jahren im Krieg befindet. Die Beschleunigungsprozesse und Modernitätsschübe werden angesprochen, nachdem die Hauptfigur, Herr Huber, im Park – noch verwirrt von einer Tafel mit der Aufschrift »Park« – Eintagsfliegen beobachtet hat: »Er machte sich auf den Heimweg, um eins erwartete ihn das Mittagessen. Er fühlt sich sonderbar leicht [...]. Er nahm die Straßenbahn. Die flog noch rascher als er; geheimnisvoll diese elektrische Kraft. Es war halb zwei. Nun feierte die Eintagsfliege ihren fünfundfünfzigsten Geburtstag. Die Häuser rasten an ihm vorbei.«²⁰ Dieses Erlebnis – das Erlebnis des Funktionierens der Sprache und der Relativität menschlicher Begriffe zur Erfassung zeitlicher und räumlicher Koordinaten der Welt – verleitet die Figur zum Nachdenken über die Selbstverständlichkeit seines Daseins, und dadurch geht eben diese Selbstverständlichkeit zugrunde, indem Herr Huber gerade das »Sprachspiel« des Bezeichnens und Benennens wortwörtlich nachvollzieht, als repräsentierte er – *avant la lettre*, denn die *Philosophischen Untersuchungen* entstanden Ende der 1940er Jahre – Wittgensteins Überlegungen über die verschiedenen Sprachspiele, die unsere Sprache bzw. unseren Sprachgebrauch ausmachen: »Etwas benennen, das ist etwas Ähnliches, wie einem Ding ein Namenstäfelchen anheften.«²¹ Die Verwirrung Hubers nimmt zu: »Er sah nichts als gedruckte Buchstaben. [...] Er atmete auf, wenn er an die hölzerne Tafel dachte. ›Park‹.«²² – Mit der individuellen Rückkehr zur quasi-atavistischen

14 Csáth, Géza: Schwarze Stille. Aus d. Ung. v. Hans Skirecki. In: Ders.: Muttermord. Novellen. Berlin: Brinkmann & Bose 1989, p. 5.

15 Rainer Maria Rilke (1875-1926), Schriftsteller, Lyriker. Die fingierten Tagebuchnotizen der Aufzeichnungen (begonnen 1904, veröffentl. 1910) zeugen vom Auflösen des herkömmlichen Erzählerbegriffes, wie auch dem der Handlungsführung. Von Kindheitserinnerungen ausgehend wird die Mögl. jedweden Erkennens u. das Dasein des modernen Großstadtmenschen, das sich von Zeit- u. Raumkontinuitäten abhebt, hinterfragt.

16 Rilke, Rainer Maria: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge [Auszug]. In: Ders.: Werke. Komm. Ausg. in 4 Bden. Bd. 3: Prosa und Dramen. Hg. v. August Stahl. Frankfurt/M., Leipzig: Insel 1996, p. 573.

17 Arthur Schnitzler (1862-1931), Schriftsteller, Dramatiker. Neben zahlr. dram. Werken, die auch auf den ung. Bühnen großen Erfolg hatten, veröffentl. er auch Novellen, Erzählungen u. Romane, u.a. *Fräulein Else* u. *Lieutenant Gustl*, die mit dem neuen Erzählverfahren des inneren Monologs die spätere totale Auflösung des Erzählers (wie etwa auch bei James Joyce) vorwegnahmen.

18 Zur Entstehungsgeschichte der Novelle cf. das folgende Tagebuchnotat am 13.05.1917, dem ersten TAG (textuelle Einheit zwischen zwei Datumseinträgen), den Schnitzler mit Bleistift u. in Lateinschrift (bis dahin verwendete er Tinte u. Kurrentschrift) in sein Journal einträgt: »13/5 S. wurde mein 55. Geburtstag gefeiert. [...] Arthur Kfm. holt mich ab, Spaziergang Dornbacher Park, gegen Sophienalpe, auf einer Wiese gelegen, Park zurück. – [...] Scherze. Ich erfinde eine Morgenstern-Figur, die zwei Uhren trägt, eine 10 Min. zu früh, eine andre 10 Min. zu spät gehend, um genau zu wissen, wie spät es ist. – Die überflüssige Tafel ›Park‹ bringt mich auf einen Menschen der nach Hause kommend, solche Aufschriften neben Tisch, Sessel, Kasten anbringt, auch auf seine Frau einen Zettel hängt ›Gattin‹ u.s.w. – Ferner der ›Annoncenquerulant‹ [...]« – Diese Skizze, die gerade im Kontext des für die Struktur des Tagebuchs so wichtigen 13.05., zwei Tage vor Schnitzlers 55. Geburtstag, zusätzl. Bedeutung gewinnt, stellt die erste im Tagebuch nachweisbare Notiz für die Novelle Ich dar, die 1927 wieder zum Thema wird: »14/10 [...] Schöner Herbsttag Spazierg. C. P. Sommerhaidenweg, Neuwaldegg. [...] Eine kleine Novelle (Park) zufällig begonnen. [...] 16/10 [...] den ›Park‹ weitergeschrieben (– u. al. f. v.) – [...] 17/10 Dictirt ›Park‹; Briefe etc. [...]

Reduktion der Sprache auf die Bezeichnung der Dinge²³ bleibt er letztendlich beim Sprachspiel des Bezeichnens stecken, und dieser Rückgang zu den Ursprüngen der Sprache, der für ihn in ein symbolhaftes Ich-Finden mündet, indem er den Zettel sich selbst anheftet, d.h. sich selbst benennt, wird von der diesen Prozess nicht nachvollziehenden Umwelt als Ich-Verlust (Krankheit, Wahnsinn) interpretiert.

Die Thematisierung der Ich-Verdopplung bzw. der Mehrschichtigkeit der menschlichen Psyche verbindet die Texte von Frigyes Karinthy²⁴ und Viktor Cholnoky²⁵: Sowohl in *Én és énke* (*Ich und das winzige Ich in mir*) als auch in *Az emberke* (*Der kleine Mensch*) scheint eine unterdrückte Hälfte des Menschen – etwas »Unbewusstes« vielleicht – personifiziert zu Wort kommen zu wollen, beide Texte gehen aber über eine einfache Darstellung des Phänomens hinaus, indem die Ich-Spaltung reflektiert und durch Ironie überspielt wird. Die Unerkennbarkeit des Ich ist für Karinthy der Ausgangspunkt: »Mich selbst kenne ich nicht: Das Wort Ich ist mir ein nebliges, rätselhaftes, tragisches Dunkel [...].«²⁶ Das »winzige Ich«, mit dem sich das »Ich« nicht identifizieren will, erweist sich aber – trotz seiner angeblichen Doppelgänger-Rolle als Vertreter des Triebhaften und Niedrigen, des Unbewussten²⁷ – als Reflexionsinstanz seines »Besitzers«, der gerade diese Reflexion – die Bemühung, sich selbst, seine Erfahrungen und sein Inneres in Worte zu fassen – zum Thema macht und dadurch die Sprachlichkeit des ganzen Prozesses hervorkehrt. In Cholnokys Novelle erscheint »der kleine Mensch« als psychische Projektion innerer Kräfte, Triebe und Gedanken des Menschen, indem der besondere physiologische Zustand zu dieser Erscheinung wesentlich beiträgt, ohne dadurch die so erlebte Identitätsproblematik zu vermindern: »Warum ist es so, daß sogar das Ich kein Atom ist, und selbst das Ego sich spaltet? Wieso nennt das Lateinische die Person Individuum, also Unteilbares?«²⁸ Das alte Problem des Individuums wird hier so formuliert, dass die Unteilbarkeit, d.h. Einheit der Person nicht mehr als Möglichkeit und noch weniger als Zielvorstellung erscheint, sondern die Spaltung sogar in eine quasi-materielle Verkörperung überführt werden sollte: »Wenn auch der Mensch, zumindest der intelligente Mensch, aus zweien besteht, warum kann ich dann mein zweites Ich nicht personifizieren? Welch eine wundervolle biologische Aufgabe! [...] Wenn ich in der Wirklichkeit, in der Realität produzieren könnte, was ich jetzt ganz sicher weiß: nämlich, dass eins eigentlich zwei ist – der Mensch und der kleine Mensch.«²⁹ Die Verkörperung ist auch nicht unmöglich, wird aber erst durch die Kunst gewährleistet, in der Fiktion der hier in einem intertextuellen Tohuwabohu heraufbeschworenen literarischen Werke bzw. ihrer Figuren. Dadurch wird die Literatur als der Bereich *sine qua non* der zumindest potenziellen Lösung der Problematik gesetzt und als Lösung teilweise – durch eben diese Transposition in die Kunst – wieder verdrängt: die Existenz zu zweit, die Spaltung des Ich bleibt erhalten.³⁰

Auf diese Weise erweisen sich die Texte von Csáth, Rilke, Schnitzler, Karinthy und Cholnoky als Dokumente der literarischen Verarbeitung akuter Zeitprobleme. Michel Foucault greift in *Die Ordnung der Dinge* diese Problematik wieder auf und spricht die Frage an, wie fragil das Ich des Menschen sei, wie leicht es verschwinden und wie die Dispositionen der Humanwissenschaften sich potenziell zerstörend zu ihrem eigentlichen Gegenstand verhalten können. Grundlage dieser Problematik ist nach Foucault die Unsicherheit im Umgang mit dem Ich, das bedroht ist von der »[...] Veränderung in den fundamentalen Dispositionen des Wissens. [...] Wenn diese Dispositionen verschwänden, so wie sie erschienen sind, wenn durch irgendein Ereignis, dessen Möglichkeit wir höchstens vorausahnen können, aber dessen Form oder Verheilung wir im Augenblick noch nicht kennen, diese Dispositionen ins Wanken gerieten, wie an der Grenze des achtzehnten Jahrhunderts die Grundlage des klassischen Denkens es tat, dann kann man sehr wohl wetten, daß der Mensch verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand.«³¹

Die Kultur der Österreichisch-Ungarischen Monarchie der Jahrhundertwende exemplifiziert diese gewebeartig ineinander geflochtene Auseinandersetzung mit der »Unaussprechlichkeit« von Individuum, Identität und Selbst- und Welterfahrung, denn – wenn es stimmt, was im *Mann ohne Eigenschaften* ironisch behauptet wird, nämlich dass die Monarchie an einem Sprachfehler, d.h. »an ihrer Unaussprechlichkeit« zugrunde ging – die individuelle Identität ist auch vielfach mit der unabdingbaren Sprachlichkeit menschlichen Daseins verbunden: »Seit Bestehen der Erde ist noch kein Wesen an einem Sprachfehler gestorben, aber man muß wohl hinzufügen, der österreichischen und ungarischen österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie widerfuhr es trotzdem, daß sie an ihrer Unaussprechlichkeit zugrunde gegangen ist.«³²

22/10 [...] Dict. Briefe, »sekundant«, »Park«, »Wort«. – [...] Z. N. Arthur Kaufmann, der wieder auf einige Zeit in Wien. [...] Wir waren sofort im dichtesten »philos.« Wald. Dieser Vergleich ist übrigens besonders schlecht. Ich freue mich wieder an seiner Helle und geistigen Unbestechlichkeit. – [...]« – Reinhard Urbachs Kommentar bringt Kenntnis von einem 1917 niedergeschr. Entwurf: »Am Eingang des Schwarzenbergparks eine Tafel mit der Aufschrift: Park. Jemand ist sehr impressioniert davon. Wie er nach Hause kommt, heftet er seinem Mobiliar Zettel mit Bezeichnungen an: Tisch, Divan, Kasten. Dann greift diese Zwangsvorstellung weiter, er versieht auch seine Frau mit einem Zettel, seinen Sohn, die Köchin, endlich pickt er auf sich selbst einen Zettel, auf dem steht: Ich – und spaziert so auf die Straße. [/] Sein Wahnsinn beginnt damit, daß er Annoncen, Plakate etc. ernst und wörtlich nimmt, Streitigkeiten mit ihnen anfängt usw.« – Cf. Varianten- u. Anmerkungsapparat zu Ich. In: Schnitzler, Arthur: Entworfenes und Verworfenes. Aus dem Nachlaß. Hg. v. Reinhard Urbach. Frankfurt/M.: Fischer 1977, p. 523.

19 Schnitzler, Arthur: Ich. Novelette. In: Ders. 1977, pp. 442-448, hier p. 442.

20 Ibid., p. 445.

21 Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen. Werkausg. Bd. 1. Stuttgart: Suhrkamp 1984, pp. 225-580, hier p. 244.

22 Schnitzler 1977, p. 447.

23 Wittgenstein 1984, p. 252, betont die Vielfalt der Sprachspiele, die die Sprache ausmachen: »Als ob mit dem Akt des Benennens schon das, was wir weiter tun, gegeben wäre.«

24 Frigyes Karinthy (1887-1938), Schriftsteller, Dichter. Vor dem Ersten Weltkrieg veröffentl. er neben zahlr. Humoresken und Parodien 2 Erzählbde., in denen nicht zuletzt die Wirkung des durch v.a. Géza Csáth kennengelernten Freudianismus, bzw. – darin mit Cholnoky vergleichbar – die als eng gesetzte Verbindung von Kunst und Wissenschaft wahrzunehmen ist.

25 Viktor Cholnoky (1868-1912), Schriftsteller, Journalist, Übersetzer, Mitarbeiter der Zeitschrift *A Hét*. In der Erzählung *Az emberke [Der kleine Mensch]* tritt der allg. Zug Cholnokys kurzer Schriften zu Tage, nämlich die Darstellung der Einheit von Naturwissenschaften, Kunst und Alltäglichkeit, der die Einsicht zugrundeliegt, dass die Kunst und die Wissenschaft »oft mit denselben Me-

Univ.-Prof. Dr. Magdolna Orosz, geb. 1951 in Szeged. Studium der Germanistik und Romanistik. Seit 1999 Leiterin des Lehrstuhls für deutschsprachige Literatur am Germanistischen Institut der ELTE Budapest. Zahlr. Veröffentlichungen zur Romantik (insbes. E.T.A. Hoffmann) und Jahrhundertwende (v.a. zu Beer-Hofmann, Hofmannsthal, Andrian, Babits). Forschungsschwerpunkte: Intertextualität, semiotische Literaturanalyse, Gender Studies.
Kontakt: oroszm@dpg.hu

Mag. Dr. Peter Plener (geb. 1968), 1987-1993 Studium der Germanistik u. Geschichte, (Dipl. über Wolfram von Eschenbachs *Parzival*), 1991-1993 StRV Germanistik, 1993-1997 Lektor am Germanist. Inst. der Univ. Budapest (Literaturwissenschaft, -theorie und Landeskunde), seit 1993 Lektor am Inst. für Germanistik der Univ. Wien, 1999 Promotion (über Arthur Schnitzlers Tagebücher), 1999/2000 Projektmanagement im debis Systemhaus EDVg. Dzt. Mitarbeiter des FWF-Projekts 14727 (Forschungsschwerpunkte: Erinnerungskonstruktionen, Ausstellungswesen, Medien, Inszenierungen) u. der *Arthur-Schnitzler-Gesellschaft* (www.arthur-schnitzler.at). Konzeption, Antragstellung sowie Projektleitung der Internet-Plattform für Mittelosteuropa-Forschung, *Kakaniien revisited* (www.kakaniien.ac.at).
Kontakt: peter.plener@kakaniien.ac.at

thoden bei der Angabe und Analyse ihres Gegenstands vorgehen« – Gécz, János: A kékszü Cholnokyak [Die blauäugigen Cholnokys]. In: Cholnoky, Viktor: Wurmdrucker Tóbiás és egyéb kísértések. Budapest: Ister 1999, p. 213.

26 Karinthy, Frigyes: Én és Énke [Ich und das winzige Ich in mir]. In: Ders.: A lélek arca. Összegyűjtött novellák II. Hg. v. Béla Abody u. Károly Szalay. Budapest: Magvető 1957, p. 5.

27 In den Esti Kornél-Novellen v. Dezső Kosztolányi erscheint ebenfalls eine Doppelgänger-Figur als Vertreter der »dunklen Seite« des Ich, dort jedoch ohne die in diesem Karinthy-Text dominanten ironischen Reflexionen über die Funktion des »winzigen Ich«.

28 Cholnoky, Viktor: Az emberke [Der kleine Mensch]. In: *A Hét* v. 01.10.1905, p. 644.

29 Ibid.

30 Damit wird auch die Unruhe und die Gespaltenheit des kreativen Individuums (Künstlers) als etwas Positives gesetzt, denn eben die Spaltung kann die Probleme menschlichen Daseins durch die als Figuren objektivierbare »Homunculi« in der Fiktion auflösen. Cf. dazu auch Sánta, Gábor: »Tout comprendre, mon ami!«. In: Cholnoky, Viktor: *Az álomirtó*. Szeged: Lazi 2001, pp. 187-210, hier p. 201f.

31 Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Aus d. Franz. v. Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, p. 462.

32 Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek: Rowohlt 1987, p. 451.